

Nicholas Kulish | Souad Mekhennet

Dr. Tod

Die lange Jagd nach dem
meistgesuchten NS-Verbrecher

Unkorrigierter Umbruch

Aus dem Englischen
© Verlag C.H. Beck
von Rita Seuß

– **Unkorrigierte Leseprobe** –

C. H. Beck

Pressesperrfrist für Rezensionen: 28. Januar 2015

Die Veröffentlichung einer Rezension vor Ablauf der Sperrfrist ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung des Verlags C.H.Beck erlaubt.

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
«The Eternal Nazi: From Mauthausen to Cairo,
the Relentless Pursuit of SS Doctor Aribert Heim»,
erschienen 2014 bei Doubleday, a division of Random House LLC, New York,
und bei Random House of Canada Limited, Toronto
Copyright © 2014 by Nicholas Kulish and Souad Mekhennet

Unkorrigiert
All rights reserved.

© Verlag C. H. Beck

Für die deutsche Ausgabe:

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2015
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
ISBN 978 3 406 67261 3

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildungen: *Oben links*: Der ägyptische Führerschein von Aribert Heim.

Mit freundlicher Genehmigung der Autoren. *Oben rechts*: Die al-Azhar-Moschee in Kairo. Foto: Ariana Drehsler. *Unten*: Das Konzentrationslager Mauthausen,

Foto aus den 1930er Jahren. © akg-images / Album / Oronoz

Hinten: Aribert Heim 1990, die Aktentasche mit seinem Nachlass.

Mit freundlicher Genehmigung der Autoren

Abbildungen im Innenteil der Leseprobe: *Seite 42 oben*: BMI / Fotoarchiv der Gedenkstätte Mauthausen – *Seite 43, 44*: Mit freundlicher Genehmigung der Familie Heim – *Seite 45 oben, 46*: Mit freundlicher Genehmigung der Autoren – *Seite 45*

unten: Ariana Drehsler

www.beck.de

Stimmen zum Buch

«Unglaublich:

Eine junge, arabischstämmige Journalistin findet den jahrzehntelang gesuchten NS-Verbrecher: Nick Kulish und Souad Mekhennet zeigen, was der Mut und das Engagement Einzelner bewirken können. Ein faszinierendes, ein wichtiges Buch.»

Iris Berben

«Souad Mekhennet ist eine kluge und beharrliche Rechercheurin, ihr und Nicholas Kulish geht es allein um Wahrhaftigkeit.

Erst, wenn jeder Stein gehoben, jedes Blatt umgedreht ist, beginnen sie zu erzählen – fesselnd und überzeugend.»

Claus Kleber

«Die erschreckende Geschichte von Aribert Heim, der als ein freier Mann in Ägypten lebte, wirft für mich die Frage auf, was schockierender ist: seine schändliche Tätigkeit als SS-Arzt oder die Tatsache, dass er – wie die meisten ehemaligen Nazis – für seine Verbrechen nie zur Rechenschaft gezogen wurde. Gründlich recherchiert und packend geschrieben, ein faszinierendes und nachdenklich machendes Buch.»

Tom Segev, Autor von «Simon Wiesenthal. Die Biographie»

«Aribert Heim war zwar bei Weitem nicht so bekannt wie Josef Mengele, aber er war nicht weniger grausam. Und wie Mengele konnte sich auch dieser Arzt, Folterer und Mörder seinen Jägern bis zum Schluss entziehen. *The Eternal Nazi* rekonstruiert endlich Heims düstere Odyssee – von seinen sadistischen Machenschaften in Mauthausen bis zu seinem Leben als untergetauchter Islamkonvertit in einem Versteck in Kairo. Ein Kriminalroman und zugleich eine nachdenklich machende Geschichte, die zeigt, wie familiäre Bindungen verhinderten, dass Recht und Gerechtigkeit gesprochen wurde. Dieses Buch ist eine außergewöhnliche Leistung.»

Andrew Nagorski, Autor von «Hitlerland: American Eyewitnesses to the Nazi Rise to Power»

«Eine Chronik der fieberhaften und wechselvollen Jagd nach dem grausamen Dr. Heim. Ein journalistisches Meisterwerk und eine aufregende Lektüre.»

Neal Bascomb, Autor von «Hunting Eichmann»

«Diese akribisch recherchierte, spannend erzählte Geschichte eines NS-Arztes, der von seinen Verbrechen nie eingeholt wurde, vermittelt die verstörende Erkenntnis, dass das Böse oft ungestraft davonkommt.»

John Darnton, Autor von «Almost a Family»

Aus der amerikanischen Presse

«Brillant erzählt ... Mit großer Originalität werden die zahllosen Puzzleteilchen der jahrzehntelangen Jagd nach Heim – mit vielen falschen Fährten, die die Nazi-Jäger in ferne Weltgegenden führten – zu einem markanten und facettenreichen Bild der psychologischen und politischen Wirklichkeit des Dritten Reichs und seiner langen und komplizierten Nachgeschichte zusammengefügt.»

Dagmar Herzog, The New York Times

Unkorrigierter Umbruch

«Eine faszinierende Lektüre. Dieser Polizeikrimi aus einer Zeit, in der es noch keine Computer und Datenbanken gab, erzählt von der Arbeit der Ermittler, die die schlimmsten Verbrecher der Menschheitsgeschichte jagten.»

Seattle Post-Intelligencer

«Packend ... *The Eternal Nazi* zeigt, wie schwer sich die Deutschen taten, mit ihrer NS-Vergangenheit vollständig abzurechnen ... Kulish und Mekhennet beschreiben eindringlich das Schweigen angesichts der NS-Verbrechen und das Verdrängen der Ereignisse ... Heim kommt die Rolle der alterslosen, fast mythischen Figur zu, des Bösen mit einem reinen Gewissen, der bis zum Schluss keine Reue zeigt.»

Tablet

«Ein flüchtiger NS-Arzt, der sich der Strafverfolgung entziehen konnte, wird gründlich durchleuchtet ... bewegend und sorgfältig recherchiert.»
Kirkus Reviews

«*The Eternal Nazi* gelingt das seltene Kunststück, spannend wie ein Kinofilm und zugleich von großem moralischem Ernst zu sein.»
Buzzfeed

«Eine anregende, fesselnde Lektüre mit all den überraschenden, ins Leere laufenden Wendungen und Kurzauftritten exzentrischer Charaktere, wie sie zu einem richtigen Spionagethriller gehören.»
The Jewish Daily Forward

«Eine Biographie und zugleich eine fesselnde, wahre Kriminalgeschichte. *The Eternal Nazi* erzählt auf faszinierende Weise von der Jagd auf NS-Kriegsverbrecher nach dem Zweiten Weltkrieg.»
Shelf Awareness

«Lebendig geschrieben, akribisch genau dokumentiert und atemberaubend. Journalismus im besten Sinn, spannend bis zur letzten Seite.»
King Features

Prolog

Nach zwei Tagen ständigen Auseinander- und Zusammenfaltens ist das Schwarzweißfoto kreuz und quer von Linien durchzogen. Seine Ränder sind grau von den schwitzenden Händen der Ladenbesitzer, die es sich angeschaut haben. Dutzende Menschen haben das Foto in die Hand genommen und sich vor die Augen gehalten, um das Gesicht des Mannes genauer zu betrachten: ein Europäer in mittleren Jahren, der mit dem Anflug eines Lächelns in die Kamera blickt. Bisher hat das Foto vor allem Verwunderung hervorgerufen und die immer gleiche Frage. «Warum?», sagen sie und deuten auf die Vergrößerung des alten Passfotos: «Warum suchen Sie ihn?»

Niemand auf Kairos Straßen hat ihn bisher erkannt, doch die Ägypter wissen eine gute Story ebenso zu schätzen wie einen guten Witz. Seit langem exportieren sie ihre Soap Operas in den gesamten Nahen Osten und weit darüber hinaus, denn sie haben ein Gespür für spannende Abenteuer-, Liebes- und Kriminalgeschichten. Vielleicht geht es um die Suche nach einem verschollenen Vater, so vermuten sie, wahrscheinlich aber eher nach jemandem, der seine Schulden nicht beglichen hat, oder sogar um einen Gesetzesverstoß. Wir sind im Jahr 2008, und in Kairo stehen fast an jeder Straßenecke Sicherheitsbeamte in Zivil.

Zusammen mit dem Foto kam der Tipp, nach einem Hotel im Stadtteil al-Azhar zu suchen, aber ein Dutzend Manager und Angestellte kleiner Hotels geben alle dieselbe Antwort: «Wir kennen den Mann nicht.» Endlich weiß einer doch etwas. Er fragt ein paarmal nach und sagt dann: «Es gab hier mal ein Hotel, in dem bisweilen auch Ausländer wohnten. Es liegt in der Port-Said-Straße, nahe der Überführung.»

Das Viertel ist nach der al-Azhar-Moschee aus dem 10. Jahrhundert benannt, einem der bedeutendsten Zentren islamischer Gelehrsamkeit weltweit. Mit ihren fünf Minaretten mag die Moschee ein Abglanz himmlischer Herrlichkeit sein, doch in der Port-Said-Straße liegt ein ätzender Geruch nach verbranntem Müll in der Luft, und es stinkt nach Fleisch, das schon zu lange vor einem Metzgerladen in der Sonne hängt. Der achtstöckige Häuserblock aus Beton, nach dem Krieg erbaut, ist schmutzig gelb bis auf die grünen und blauen Farbtupfer der Fensterläden, die jedoch den trostlosen Gesamteindruck nicht schmälern können. Das Hotel Kasr el-Madina ist nicht mehr in Betrieb, wirbt aber immer noch mit großen Lettern. Ein Arm des *K* von «Kasr» ist abgebrochen, ebenso die Hälfte des *H* von «Hotel».

In der dunklen ehemaligen Lobby sind zwei Männer ins Gespräch vertieft, doch sie halten inne, um die Frage der Fremden zu beantworten. Einer von ihnen, Abu Ahmad, sagt, er kenne die Hotelbesitzer. «Ich lebe schon seit vielen Jahren hier und habe gelegentlich im Hotel ausgeholfen», erzählt er. Er nimmt das Schwarzweißfoto in die Hand. «Ich kenne diesen Mann», sagt er. Seine Augen füllen sich mit Tränen. «Das ist der Ausländer, der hier oben gewohnt hat. Das ist Herr Tarek», sagt er, «Tarek Hussein Farid.»

Abu Ahmad erzählt bereitwillig alles, was er von dem Ausländer weiß, versichert aber, Mahmoud Doma, der Sohn des ehemaligen Hotelbesitzers, wisse noch viel mehr. Nach ein paar Anrufen hat er schnell Domas Nummer. «Hallo?», meldet sich eine tiefe Stimme am Telefon. «Ja, ich bin Mahmoud. Worum geht es?» Als er den Namen Tarek Hussein Farid hört, sagt er «Amu», arabisch für Onkel.

Ein paar Tage später in einem Geschäft für Damenbekleidung. Draußen donnert der Kairoer Verkehr vorbei. Mahmoud Domas Bruder öffnet eine alte Aktentasche aus Leder. Sie ist völlig verstaubt, die Schnallen fast komplett verrostet. Die Tasche ist prall gefüllt mit Papieren, amtlichen Dokumenten, aber auch Zeitungsausschnitten, die ein eifriger Leser gesammelt hat. Auch Briefe in deutscher, englischer und französischer Sprache sind darunter, geschrieben in blauer Tinte auf inzwischen vergilbtem Papier, Anträge auf Aufenthaltserlaubnis in

Ägypten sowie Überweisungsbelege der ägyptischen Nationalbank. Und die Abschrift eines letzten Willens und eines Testaments, in dem das Vermögen zwischen zwei Söhnen aufgeteilt wird.

Viele Zeitungsausschnitte handeln von Hitler und dem Nationalsozialismus, nicht wenige von Israel. Ganz unten in der Aktentasche liegen mehrere Kopien eines Fotos mit Reihen weißer Kreuze außerhalb eines Konzentrationslagers. Auf handgeschriebenen Seiten werden Vorwürfe der brutalsten Verbrechen, die in dem Lager begangen wurden, dargelegt und vehement bestritten: Exekutionen, Vivisektionen, Enthauptungen. Einige Namen tauchen immer wieder auf: Kaufmann, Sommer, Lotter, Kohl und Simon Wiesenthal, der sich in den 1960er Jahren als Verfolger von NS-Kriegsverbrechern einen Namen machte.

Die meisten Briefe tragen die Unterschrift von Ferdinand Heim oder Aribert Ferdinand Heim, der im Unterschied zu Tarek Hussein Farid vielen Menschen weltweit ein Begriff ist. Aribert Heim ist nicht einfach nur der Name eines Islamkonvertiten, der in einem billigen Hotel zurückgezogen lebt, mit Kindern spielt, Bücher liest und lange Spaziergänge durch die Stadt unternimmt. Heim war Mediziner in Hitlers Waffen-SS und KZ-Arzt. Ein mutmaßlicher Mörder. Er ist ein Phantom und wird seit 1946 als Kriegsverbrecher gesucht.

Bei Kriegsende hatten die Ermittler kaum eine Ahnung, wer Aribert Heim war. Er galt bestenfalls als ein kleiner Fisch, im Unterschied zu Adolf Eichmann, einem der Architekten des Holocaust, oder Josef Mengele, dem berühmten Arzt, der die mörderische Pseudowissenschaft der Nazis praktizierte. Heim galt als einer von Zehntausenden, die in den Konzentrations- und Vernichtungslagern unter Aufsicht der SS arbeiteten. Doch im Lauf der Jahrzehnte, als diese Männer gehängt wurden, Reue zeigten oder unentdeckt starben, gewann Heim immer schärfere Konturen, bis er schließlich zum international meistgesuchten NS-Kriegsverbrecher wurde.

Heim war als Spitzensportler Mitglied der österreichischen Eishockey-Nationalmannschaft gewesen. Er zählte zu den zahllosen SS-Ärz-

ten, die die Wissenschaft des Heilens zu einer Wissenschaft des Todes pervertierten. Auf einem der beiden Fotos, die die Ermittler von ihm besaßen, trägt der gutaussehende Heim einen Smoking. Sein letzter bekannter Wohnsitz war die glamouröse Spielcasino-Stadt Baden-Baden, wo er eine herrschaftliche weiße Villa bewohnte. Die Ermittler fanden heraus, dass er auf einem Bankkonto in Berlin ein Millionenvermögen hatte.

2007 behauptete Danny Baz, ein ehemaliger Oberst der israelischen Armee, er habe als Mitglied einer geheimen Zelle von Nazi-Jägern mit dem Namen Owl («Eule») den untergetauchten Aribert Heim aufgespürt, Kopf einer geheimen und mächtigen Organisation ehemaliger SS-Offiziere. Nach einer Schießerei im Norden des US-Bundesstaates New York, so Baz weiter, habe er eine wasserdichte Aktentasche mit Schusswaffen, Geldscheinen, Diamanten und gefälschten Pässen sichergestellt. «In der Tasche befand sich eine glänzende Luger mit einem Knauf aus Elfenbein, in der Mitte, mit Gold- und Silberintarsien, ein Hakenkreuz eingraviert und darunter der Name des Besitzers der Pistole: Aribert Heim.»¹

Diese Geschichte einer Nazi-Jagd wurde schließlich als Lüge entlarvt. Doch auch sie trug dazu bei, dass Heim zum Prototyp des NS-Verbrechers und die Fahndung nach ihm zu einer Frage des Prinzips wurde, zur moralischen Verpflichtung sechs Millionen Opfern gegenüber. Ihm galt der empörte Ruf: «Sie laufen immer noch frei herum!» Deutschlands Umgang mit seiner blutigen Vergangenheit wird oft als beispielhaft herausgehoben. Die Bereitschaft der Deutschen, Verantwortung für begangenes Unrecht zu übernehmen, Entschädigungen zu zahlen und Kriegsverbrecher bis in die Gegenwart strafrechtlich zu verfolgen, wurde anderen Staaten wie Japan, der Türkei und Ruanda als Modell vorgehalten. Die Verfolgung von NS-Kriegsverbrechern war eine der Grundlagen für das bis heute andauernde Experiment des Internationalen Strafgerichtshofs in Den Haag.

Doch der Weg Deutschlands verlief weder geradlinig noch konsequent. In den Jahren nach dem Krieg überließ man die Suche nach Kriegsverbrechern den alliierten Besatzungsmächten, denen die deut-

sche Öffentlichkeit eine willkürliche, auf Vergeltung zielende Siegerjustiz vorwarf. Später, im Zuge der wachsenden Spannungen zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion, verloren die Alliierten ihr ursprüngliches Interesse an der Bestrafung der Deutschen. Stärker auf den kommenden Krieg konzentriert als auf den vergangenen, rekrutierten die Amerikaner ehemalige Nazis als Spione gegen die Sowjets.

Wenn die Amerikaner bereit waren, die Vergangenheit ad acta zu legen, so war das den Deutschen nur recht. In der Phase des raschen Wiederaufbaus in den 1950er Jahren, der Zeit des «Wirtschaftswunders», wollten die meisten einfach nur vergessen, was unter dem NS-Regime geschehen war. Die Bürde der Auseinandersetzung mit der Geschichte des Landes lastete auf den Schultern von wenigen Männern und Frauen: Polizeibeamten, Staatsanwälten und Politikern, die sich durch ihr Gewissen den Opfern verpflichtet fühlten. Jahrelang ernteten sie für ihr Streben nach Gerechtigkeit keine Anerkennung, sondern nur Beschimpfungen. Sie wurden als Verräter diffamiert. Strafprozesse wurden ignoriert, verschleppt, ja von ehemaligen Nazis sabotiert, die hohe Positionen in Polizei und Justiz und bis hinauf ins Bonner Kanzleramt innehatten.

Noch Jahrzehnte später, als sich das Klima in Deutschland wandelte und man die Verbrechen des Holocaust eingestand und bereute, wurde die Verantwortung oft auf eine diffuse Kollektivschuld abgewälzt, statt die Täter individuell zur Rechenschaft zu ziehen. Nazideutschland habe zwar abscheuliche Verbrechen begangen, so die landläufige Meinung, aber Väter, Söhne, Brüder und Freunde hätten nur Befehle ausgeführt. So viele Mörder gingen straflos aus, dass jede Strafverfolgung als willkürlich erscheinen konnte, vor allem wenn sie sich erst Jahrzehnte nach dem Krieg gegen scheinbar vorbildliche Staatsbürger richtete. Gängigen Vorstellungen zufolge finanzierten Gruppen ehemaliger Nazis wie die berüchtigte SS-Organisation Odessa ihren Waffenbrüdern die Flucht. Aber nicht Geheimorganisationen, sondern die Unterstützung durch Familie und Freunde ermöglichte es Leuten wie Heim, sich dem Zugriff der Justiz zu entziehen.

Zu den Schriftstücken, die in der Aktentasche gefunden wurden,

zählten auch Briefe in akkurater Kinderschrift. Es gibt Zeichnungen von Panzern und Soldaten, die Übersendung von Bussis und das Versprechen, in der Schule gute Noten zu schreiben. In einem auf Millimeterpapier geschriebenen Brief berichtet ein Junge namens Rü von seinem jüngsten Fahrradunfall. Das schmutzige Blatt Papier wurde noch viel öfter gefaltet als die Kopie des Fotos, das den Vater des Kindes zeigt und das zur Entdeckung der Aktentasche geführt hatte. Er sei, so Rü, mit einem Freund unterwegs gewesen, als die Fahrräder zusammenstießen, so dass er stürzte und sich eine blutende Platzwunde zuzog. «Die Narben sind jetzt schon wieder ganz gut geheilt. Bei diesen Zwischenfällen merkt man doch, dass Du uns sehr fehlst», schreibt er dem Vater. «Wir denken alle täglich an Dich und hoffen, dass wir Dich bald wiedersehen werden und dann endlich Ruhe haben werden», heißt es weiter. «Also wollen wir nicht verzweifeln, sondern noch ein bisschen warten.»

Unkorrigierter Umbruch
© Verlag C. H. Beck

Sie nannten es die Stunde Null. Sechs Jahre Krieg endeten mit Brandbombenangriffen, Granatenbeschuss und Panzern, die durch das Land rollten. Ganze Städte wurden in Schutt und Asche gelegt. Tod und Zerstörung, die Nazideutschland über den Rest Europas gebracht hatte, kamen jetzt als Vergeltung heim ins Reich. Die Alliierten hatten den Krieg zwar gewonnen, aber der Kontinent versank fast komplett im Chaos. Europa war voller Menschen, die verzweifelt umhirrten. Endlose Karawanen von Flüchtlingen zogen in alle Richtungen: Zwangsarbeiter, die nach Polen zurückkehrten; französische und britische Kriegsgefangene auf dem Weg in ihre Heimat; fast zwölf Millionen «Volksdeutsche», die aus Polen, der Tschechoslowakei, Jugoslawien und anderen Ländern vertrieben worden waren und Zuflucht in Deutschland und Österreich suchten.¹

Das weitaus erschreckendste Bild boten die Überlebenden der Konzentrationslager, die wie wandelnde Skelette aus ihrer Gefangenschaft auftauchten. Bald erkannte die Welt, dass die im Namen von Nazideutschland begangenen Verbrechen sehr viel mehr waren als nur Verstöße gegen das Kriegsrecht.

Das Hauptquartier der Alliierten Streitkräfte SHAEF (Supreme Headquarters, Allied Expeditionary Force) erstellte eine umfangreiche Liste mutmaßlicher Kriegsverbrecher, das Central Registry of War Crimes and Security Suspects (CROWCASS).² Die erste Version dieser Liste enthielt 70 000 Namen, doch Schätzungen zufolge waren 160 000 Personen an Kriegsverbrechen beteiligt gewesen.³ In den chaotischen Monaten nach der deutschen Kapitulation standen die Alliierten jedoch vor

dem Problem, wie sie selbst diese 70 000 Täter finden und bestrafen sollten. Allein die Amerikaner hatten es mit rund 7,7 Millionen deutschen Militärangehörigen zu tun: ganz normale Wehrmachtssoldaten; Mitglieder der Sturmabteilung (SA), des paramilitärischen Flügels der NSDAP, der bei Hitlers Aufstieg zur Macht eine Schlüsselrolle gespielt hatte; hohe Regierungsfunktionäre, die mörderische Strategien umgesetzt hatten; und Angehörige von Hitlers gefürchteter Schutzstaffel, der SS. Es erwies sich als schwierig, die einen von den anderen zu unterscheiden.⁴

Einen Hinweis auf die Zugehörigkeit gab die Blutgruppentätowierung auf der Innenseite des linken Oberarms, die für alle SS-Angehörigen verpflichtend war.⁵ Gefangengenommene Soldaten wurden in Reih und Glied aufgestellt und auf diese Tätowierung hin untersucht. Zwei der berüchtigtsten NS-Kriegsverbrecher, Adolf Eichmann und Josef Mengele, blieben jedoch unentdeckt. In der Wehrmacht hatten siebzehn Personen mit dem Namen Josef Mengele Dienst geleistet, und nach seiner Internierung gab der Auschwitz-Arzt seinen Familiennamen mit Memling an, das war ein berühmter, in Bayern geborener Maler des fünfzehnten Jahrhunderts.⁶ Mengele hatte keine SS-Tätowierung und behauptete, er sei ein ganz normaler Wehrmachtsarzt gewesen. Er entzog sich der Verhaftung ebenso wie Eichmann. Keiner der beiden musste vor dem Tribunal erscheinen, das nach dem Krieg in Nürnberg stattfand.

Die Verfolgung von Kriegsverbrechern war jedoch nur eine von zahlreichen Aufgaben der Alliierten und nicht einmal die vordringlichste. Deutschland war von der totalen Niederlage und der bedingungslosen Kapitulation schwer getroffen. Die Menschen hungerten, die Ernte musste eingebracht werden, und innerhalb von Monaten wurden Millionen Kriegsgefangene freigelassen, die keine Arbeit hatten. Bis zum 8. Juni entließ die 3. US-Armee mehr als eine halbe Million Internierte, die 12. Armee ließ pro Tag durchschnittlich 30 000 Gefangene frei.⁷ Gleichzeitig entließen die Briten im Rahmen der Operation Barleycorn 300 000 Deutsche, die als Erntehelfer in der Landwirtschaft eingesetzt werden konnten. Diese Zahl stieg bis August 1945 auf mehr als eine

Million, so dass ehemalige Soldaten nun auch in Bergwerken und im Transportwesen arbeiten konnten. Zahllose Tonnen Schutt mussten weggeräumt, Brücken wiedererrichtet und Blindgänger beseitigt werden. Das Telekommunikationsnetz und die Post, Straßen und Eisenbahnen und sogar das öffentliche Verkehrssystem mussten wiederaufgebaut werden.⁸

Am 29. Juni 1945 gab das Alliierte Hauptquartier die Disbandment Directive Nr. 5 heraus, der zufolge deutsche Kriegsgefangene grundsätzlich entlassen werden konnten, sofern sie nicht in die Kategorie «automatischer Arrest» fielen, also keine SS-Angehörige und Kriegsverbrecher waren. Die internierten Soldaten wurden lediglich von einem Arzt begutachtet und mussten einen Fragebogen ausfüllen. Die mündliche Befragung dauerte nicht lange. Bei seiner Entlassung erhielt jeder Soldat einen halben Laib Schwarzbrot und ein Pfund Speck als Ration für die Heimreise.⁹ Angesichts dieses Tempos und der immensen Zahlen waren unter denen, die auf freien Fuß gesetzt wurden, notgedrungen auch Kriegsverbrecher.

Zu denen, die interniert blieben, zählte Hauptsturmführer Aribert Ferdinand Heim, ein österreichischer Arzt und Mitglied der Waffen-SS, des militärischen Flügels der SS, die zu einer deutschen Parallelarmee geworden war. Er übte auch als Gefangener den Arztberuf aus und behandelte verwundete Deutsche im 8279th General Hospital bei Carentan in der Normandie, 30 Kilometer von dem Küstenabschnitt Omaha Beach entfernt.¹⁰ Das Krankenhaus, ein riesiger Zeltkomplex, war ein amerikanisches Feldlazarett gewesen, bevor die Vereinigten Staaten es den Deutschen übergaben. Als im Mai 1945 das Rote Kreuz zu Besuch kam, wurden hier 1417 verwundete und kranke Soldaten behandelt. Der Rotkreuzinspekteur beurteilte die Zustände als «ausgezeichnet» und sagte, deutsche Soldaten hätten von sich aus erklärt, die Behandlung hier sei besser als in den letzten Kriegsjahren auf deutscher Seite.¹¹

Die Zelte konnten tagsüber heiß und nachts eiskalt sein, aber es gab Operationssäle, Röntgengeräte und ein Labor. Die Ausstattung mit chirurgischen Instrumenten und Medikamenten war gut. Unter der Kon-

trolle von vier amerikanischen Offizieren führten die deutschen Ärzte das Krankenhaus fast eigenständig. «Auf fachlicher Ebene», schrieb der Rotkreuzbeobachter, «ist die Zusammenarbeit zwischen den Amerikanern und den deutschen Ärzten gut.» Aribert Heim zählte zu ihnen. Seine amerikanischen Vorgesetzten waren von seinem medizinischen Können und seiner Zuverlässigkeit beeindruckt. In einem Entlastungsschreiben versicherte Captain Edward S. Jones, Heim habe in der chirurgischen Abteilung «ausgezeichnete Arbeit geleistet», die «für die kranken Kriegsgefangenen lebenswichtig» gewesen sei.¹²

Obwohl Heim im Verlauf des Krieges viel herumkam, war er am Ende wieder da, wo er begonnen hatte, in Frankreich. Nach dem «Anschluss» ihres Landes an das Deutsche Reich 1938 galt für die Österreicher dieselbe Wehrpflicht wie für ihre neuen Landsleute. Heim behauptete bei seiner Vernehmung, er sei gegen seinen Willen zur Waffen-SS eingezogen worden. Mit fünfundzwanzig Jahren, nach Abschluss seines Medizinstudiums in Wien, erfolgte sein erster Einsatz als Fahrer während des deutschen Überfalls auf Frankreich 1940. Später wurde er bei der Ansiedlung von sogenannten Volksdeutschen in Jugoslawien und als Erdbebenhelfer in Rumänien eingesetzt. Er war Soldat in Norwegen und Finnland und wurde im Kampf verwundet.

Acht Tage nachdem am 7. März 1945 der erste amerikanische Soldat den Rhein überquert hatte, wurde Heims Einheit in Buchholz im Hunsrück gefangen genommen. Heim hatte Glück, Kriegsgefangener der Amerikaner zu sein, statt von den Sowjets nach Sibirien gebracht zu werden. Er kam in ein Kriegsgefangenenlager nach Frankreich.

Er stand zwar nicht auf der CROWCASS-Liste der gesuchten Kriegsverbrecher, aber als ehemaliges Mitglied der Waffen-SS fiel er in die Kategorie «automatischer Arrest», aus dem man nicht so leicht entlassen wurde. Internierung und Strafverfolgung wären ihm sicher gewesen, wenn nicht etwas gefehlt hätte: Von allen Orten, an denen Heim im Laufe des Krieges gewesen war, tauchte einer in seiner Akte nicht auf (ob aufgrund eines Versehens oder aufgrund gezielter Streichung ist unklar): das österreichische Städtchen Mauthausen.

Knapp neun Monate nach seiner Befreiung aus sechsjähriger Gefangenschaft in deutschen und österreichischen Konzentrationslagern arbeitete Dr. Arthur A. Becker als Sonderermittler für das War Crimes Investigating Team 6836 der US-Armee in Wien. Der schlanke, braunäugige Mitfünfziger stammte aus dem brandenburgischen Prenzlau. Er war Schriftsteller von Beruf, hatte aber Pharmakologie studiert und lebte in Stuttgart, als er verhaftet wurde.¹ In der Zeit seiner Lagerhaft trug er das grüne Dreieck der gewöhnlichen Kriminellen, doch wie er den amerikanischen Behörden nach seiner Befreiung sagte, war einer seiner Großväter Jude gewesen. Er war verhaftet worden, weil er sich nach der Pogromnacht am 9. November 1938 kritisch über die SS geäußert hatte.

Die amerikanischen Ermittler hatten Mühe, die Anklageschriften gegen NS-Kriegsverbrecher zügig für die Prozesse vorzubereiten, die sie in allen ihren Besatzungszonen durchführen wollten. Sie waren dramatisch unterbesetzt. US-Personal wurde zuerst an den Kriegsschauplatz in den Pazifik verlegt, wo die Vereinigten Staaten immer noch gegen Japan kämpften. Dann, nach der japanischen Kapitulation, wurden die GIs so schnell wie möglich nach Hause zurückgeschickt. Diejenigen Soldaten, die zur Untersuchung von NS-Kriegsverbrechen blieben, waren «in der Mehrzahl vom Krieg traumatisierte Panzeroffiziere, die quasi zur Erholung und Rehabilitation in diese neue Einheit geschickt wurden», erinnerte sich einer der Ankläger. «Sie saßen da und hatten keine Ahnung, wo sie anfangen sollten.»² Aufgrund der gewaltigen Aufgabe und der Sprachbarrieren waren sie auf die Hilfe Ein-

heimischer angewiesen, und unter ehemaligen KZ-Häftlingen wie Becker fanden sie begeisterte Freiwillige.³

Am Freitagmorgen, dem 18. Januar 1946, traf sich Becker in der österreichischen Hauptstadt mit ehemaligen KZ-Häftlingen – am Vormittag mit Josef Kohl, am Nachmittag mit August Kamhuber –, um sie zur Tötung alliierter Militärangehöriger unter Verletzung der Genfer Konvention zu befragen. Wie Berlin war damals auch Wien eine geteilte Stadt mit britischen, französischen, amerikanischen und sowjetischen Soldaten in jeweils eigenen Besatzungszonen und einer gemeinsam verwalteten internationalen Zone im Ersten Bezirk. Das Ermittlerteam, in dem Becker arbeitete, hatte sein Hauptquartier in Salzburg, doch selbst eine so einfache Angelegenheit wie die Befragung eines Zeugen aus dem sowjetischen Sektor bedurfte einer Sonderregelung zwischen den einstigen Kriegsverbündeten, die einander mit wachsendem Misstrauen begegneten.⁴ Die Russen betrachteten die Verbringung von Zeugen aus ihrer Zone als «Entführung».

Viel vom einstigen Glanz Wiens war durch die Kriegszerstörungen verblasst. Nach Bombenangriffen und der Offensive der Roten Armee zur Einnahme der Stadt lagen große Teile des Ersten Bezirks in Trümmern. Rund 80 000 Wohnungen waren zerstört oder beschädigt. Flüchtlinge aus ganz Europa, unter ihnen Überlebende aus den Lagern und ehemalige Zwangsarbeiter, trugen zur Verschärfung der Wohnungsnot bei. Die Gas- und Stromversorgung und das Telefonnetz funktionierten nicht, und die Wiener erhielten von ihren Besatzern die Erlaubnis, die Bäume der einstigen Prachtboulevards zu fällen, um sich in dem harten Nachkriegswinter gegen die Kälte zu schützen.⁵

Für Josef Kohl, der in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen war und schon als Kind erfahren hatte, was Hunger ist, waren Nahrungsmittelknappheit und Rationierungen nichts Ungewöhnliches. Der Mann mit der Glatze und dem verkniffenen Lächeln, mit dem er vielleicht seine großen, etwas krummen Zähne verbergen wollte,⁶ war ein österreichischer Kommunist. Er sah jedoch eher aus wie ein Buchhalter, und das war er tatsächlich gewesen, bevor er sich 1934 am Barrikadenkampf zur Verteidigung der österreichischen Republik gegen die

Nazis beteiligte; dabei wurde er von einer Kugel getroffen, die durch seine Lunge ging. 1938, nach dem sogenannten Anschluss Österreichs durch das expandierende Dritte Reich, wurde Kohl von der Gestapo verhaftet.⁷ Nach mehreren Monaten im Gestapo-Gefängnis am Morzinplatz im Ersten Wiener Bezirk kam er in das berüchtigte Konzentrationslager Dachau.

Im September 1939 wurde Kohl in ein Lager 20 Kilometer östlich von Linz überstellt, das ein Jahr zuvor in Betrieb genommen war. Heinrich Himmler hatte den Standort wegen der Granitsteinbrüche gewählt, die wirtschaftlich genutzt werden sollten. Im Steinbruch Wiener Graben wurden die Häftlinge als Zwangsarbeiter eingesetzt, das Lager wurde nach der nahegelegenen Stadt Mauthausen benannt. Unter Androhung von Gewalt, ja von Massenexekution wurden die Lagerhäftlinge gezwungen, schwere Steine die 187 Stufen hochzutragen, die man in den Fels gehauen hatte. Viele von ihnen starben an Erschöpfung. Die Häftlinge mussten aber auch ihr eigenes Gefängnis bauen – mit hohen Steinmauern und Wachtürmen, die dem Lager das Aussehen einer mittelalterlichen Festung gaben, einzigartig unter den Konzentrationslagern.

Bevor die Nazis Vernichtungslager in Polen einrichteten, war Mauthausen das einzige Konzentrationslager der Klasse III in einem dreistufigen System. Selbst nach Einschätzung der Nazis war es damit das Lager mit den härtesten Haftbedingungen, schlimmer noch als Dachau, Buchenwald oder Auschwitz, und es war für die «Vernichtung durch Arbeit» bestimmt.⁸ 1941 starben in Mauthausen mehr als die Hälfte der fast 16 000 Häftlinge oder wurden getötet.⁹ Kohl blieb bis Kriegsende und bis zur Befreiung in diesem Lager inhaftiert, insgesamt fast sechs Jahre. Danach kehrte er zu seiner Frau Agnes zurück und arbeitete als Leiter der Volkssolidarität in Wien, einer Organisation ehemaliger Lagerhäftlinge.

Die Befragung Kohls durch Becker begann um 10.55 Uhr mit biographischen Auskünften des Zeugen, der Angabe seiner Adresse in der Endergasse in Hetzendorf südlich der Wiener Innenstadt und der Schilderung der Umstände seiner Inhaftierung in Mauthausen. Nach

diesen Formalitäten fragte Becker: «Was können Sie über die Misshandlung Kriegsgefangener angeben?»¹⁰

«Die ersten englischen Gefangenen, die mit Fallschirmen in Frankreich abgesprungen waren und sich dort Zivilkleider beschafft haben, wurden 1940 nach Mauthausen gebracht und dort als Spione erschossen», antwortete Kohl. Woher Kohl wisse, dass es Engländer waren. Kohl erwiderte, er spreche Englisch und habe mit den Männern gesprochen, bevor sie exekutiert wurden. Er erzählte von den Misshandlungen alliierter Piloten im Juli 1944, die mit Fußstritten traktiert und mit dem Kopf gegen die Wand geschlagen wurden, und nannte die Namen der verantwortlichen SS-Leute.

Dann fragte Becker, was Kohl ihm über die Misshandlung und Tötung von Häftlingen sagen könne. «Ich bin Schreiber im Revier gewesen von April 1940 bis Juni 41», antwortete Kohl. In der Zeit habe er «als Augenzeuge den ersten Tötungen durch Injektionsspritzen beige-wohnt».

«Was waren das für Häftlinge, die getötet wurden?», fragte Becker.

«In erster Linie Arbeitsunfähige, Schwache und Kranke.»

«Sind Ihnen sonst besondere Grausamkeiten von SS-Standortärzten bekannt?»

«Ja. Standortarzt Dr. Heim hatte die Gewohnheit, den Häftlingen in den Mund zu schauen, um festzustellen, ob ihr Gebiss tadellos instand war. War dies der Fall, so hat er diesen Häftling umgebracht durch Injektion, den Kopf abgeschnitten, im Krematorium stundenlang kochen lassen, bis der nackte Schädel von jedem Fleisch entblößt war, und diesen Schädel für sich und seine Freunde präpariert als Schreibtischschmuck.»

«Was wissen Sie noch über diesen Dr. Heim anzugeben?», fragte Becker weiter. «Hatte er einen Häftling für seine Experimente auserkoren, so pflegte er ihn vorerst gründlich auszufragen, besonders über den Stand seiner Familie, ob sie versorgt sei, falls er abgängig wäre. Hatte er dies festgestellt, hat er an gesunden Leuten Operationen ausgeführt. Er überzeugte sie durch Redewendungen, dass es nur eine kleine harmlose Operation wäre und sie nach Wiederherstellung so-

fort entlassen werden sollten. Er hat dann die schwierigsten und kompliziertesten Operationen wie Magen-, Leber-, sogar Herzoperationen an diesen Leuten durchgeführt, die ihren Tod herbeiführen mussten. Diese Leute waren durchwegs gesunde Menschen, und die Operationen waren für Versuchszwecke bestimmt», fuhr Kohl fort.

«Wissen Sie, ob Dr. Heim heute noch lebt?», fragte Becker. «Darüber kann ich keine genaue Auskunft geben», antwortete Kohl. «Es ist nicht ausgeschlossen, dass er sich verborgen hält.»

Unkorrigierter Umbruch
© Verlag C. H. Beck

Bis zu dem Augenblick, da sie Aribert Heim kennenlernte, führte Friedl Bechtold ein unbeschwertes Leben.¹ Sie wuchs in Heidelberg auf, auf der Neckarseite gegenüber dem Schloss mit seiner imposanten Ruine, die im 19. Jahrhundert Maler und Dichter der Romantik inspirierte. Ihr Elternhaus war ein hochherrschaftliches Anwesen mit Giebeln und einem Erkerfenster und sogar einer kleinen Kuppel mit einem spitzen Turm.² Ihre Mutter führte ein Mädchenpensionat für höhere Töchter aus dem In- und Ausland.

Die Bechtolds schickten ihre Tochter aufs Gymnasium, das Friedl ein Jahr früher als üblich abschloss. An der Universität Heidelberg absolvierte sie einen Erste-Hilfe-Pflichtkurs, der sie in ihrem Wunsch bestärkte, Ärztin zu werden. In dem Jahr, als der Krieg endete, schloss sie dreiundzwanzigjährig ihre Dissertation mit einer Arbeit zum Thema Schenkelhalsfraktur ab. Die Bechtolds waren vom Schlimmsten verschont geblieben. Friedl war ein Einzelkind, es gab also keine Söhne, die an der Front fallen konnten. Ihr Vater, der als Soldat am Ersten Weltkrieg teilgenommen hatte, wurde zum Major und Divisionsnachschubführer einer französischen Stadt ernannt. Der mangelnden Loyalität gegenüber den Nazis verdächtigt, wurde er später seines Amtes enthoben, so dass ihm ein alliiertes Kriegsgefangenenlager erspart blieb.

In der Nachkriegszeit musste Herr Bechtold regelmäßig mit dem Fahrrad oder per Anhalter aufs Land fahren, um bei den Bauern Lebensmittel einzutauschen, die jetzt sehr viel wertvoller waren als all die kleinen Luxusobjekte wie Kuckucksuhren und Schmuck, von denen

reiche Häuser wie das seine in den hungernden Städten voll waren. Es gelang ihm, bei einem amerikanischen Offizier eine Kamera gegen Kaffee und Zigaretten einzutauschen. Wenn Friedl, die Rotkreuzbinde am Arm, von der Ludolf-Krehl-Klinik im Heidelberger Stadtteil Bergheim, wo sie arbeitete, nach Hause radelte, riefen ihr die amerikanischen GIs aus ihren Jeeps zu: «Hello, Blondie!»

Sie fand sie insgesamt zwar durchaus «anständig», hatte aber nicht vor, einen Amerikaner zu heiraten. Für eine junge Frau, die eine Familie gründen wollte, war es eine schwierige Zeit. Die Hälfte der Männer ihrer Generation hatten im Krieg ihr Leben verloren. In manchen Regionen Deutschlands gab es dreimal so viele Frauen wie Männer im Alter zwischen zwanzig und dreißig Jahren. Die Heiratsaussichten selbst einer gebildeten jungen Frau aus guter Familie waren alles andere als rosig.³

Eines Tages im Jahr 1948, auf dem Heimweg von der Klinik, stach Friedl ein großer, blendend aussehender Mann ins Auge. Als ihnen beiden klar wurde, dass sie einander musterten, mussten sie lachen, und es entspann sich ein Gespräch. Friedl fand ihn sympathisch und gutaussehend, und er war, wie sich herausstellte, ebenfalls Arzt. Das Wichtigste für sie jedoch war, dass er eine natürliche Art hatte und keine Sprüche klopfte.

Deutsche empfinden Österreicher manchmal als Charmeur, gewinnend, aber ein wenig zu glatt. Die Ernsthaftigkeit jedoch, die Heim von seinem Vater, dem Polizeibeamten, geerbt hatte, ließ ihn alles andere als leichtfertig erscheinen. Sie unterhielten sich nur ein paar Minuten, dennoch machte er einen tiefen Eindruck auf Friedl. Obwohl sie ihm weder gesagt hatte, wer sie war noch wo sie wohnte, meinte er zum Abschied: «Ich melde mich mal wieder in der Klinik.»

Friedl war im Begriff, in die Ferien aufzubrechen, und vermutete, dass er sie bei ihrer Rückkehr bestimmt vergessen haben würde. Aber Heim konnte es gar nicht erwarten, sie wiederzusehen. «Und das Witzige war ja: Dr. med. und Dr. med., nicht?», sagte sie. Irgendwann habe man das Gefühl, «es ist ja doch ein Schicksal». Er rief in der Klinik an, und sie verabredeten sich.

Der junge Arzt war zwar nicht ganz vollkommen – er konnte nicht besonders gut tanzen –, aber bald wurde klar, dass sich zwischen ihnen eine ernsthafte Beziehung entwickelte. Heim war der erste junge Mann, den Friedl mit nach Hause brachte und ihren Eltern vorstellte. Er machte einen guten Eindruck.

Man tuschelte bereits. Die Immobilien im Besitz der Bechtolds waren im Krieg zwar teilweise beschädigt worden, aber immer noch beachtlich. Einige fragten sich, ob der attraktive junge Österreicher gezielt «einen Goldfisch an der Angel» habe, wie es einer aus der Familie formulierte. «Wie sie ihn kennengelernt hat, ist sie ja gleich auf ihn reingefallen», erinnerte sich ein anderer Verwandter, doch er fügt hinzu: «Auf die Art, wie er sich gegeben hat, da wären Sie vielleicht auch drauf reingefallen.» Heim wohnte in einer Mietwohnung in der Dürerstraße in Mannheim, fuhr aber oft mit dem Zug nach Heidelberg, um sich mit Friedl zu treffen. Heims Kriegsdienst war kein großes Gesprächsthema zwischen ihnen. Friedl wusste zwar von seiner Zugehörigkeit zur Waffen-SS, gab aber nicht viel darauf. Mehrere aus ihrer Klasse waren auch dabei gewesen. Außerdem war er Arzt. Da spielte es doch keine Rolle, was für eine Uniform man trug, wenn man Menschenleben rettete.

Nichts ahnend von Ariberts NS-Vergangenheit, waren Friedls Gedanken ganz bei ihrer Hochzeit. Als praktisch denkender Mensch verzichtete sie auf das weiße Brautkleid und trug nur ein schlichtes Kleid. Auch die Verlobungsfeier ließen sie ausfallen. Aus Heims Familie in Österreich erschien niemand zur Hochzeit. Die Zeiten seien schwierig, meinte er, und keiner seiner Angehörigen besitze ein Auto. Doch auch wenn es eine eher bescheidene Feier war, verrieten Friedls Augen am Tag ihrer Hochzeit, dem 30. Juli 1949, wie glücklich, erwartungsvoll und aufgeregt sie war.

Der Tag fand jedoch einen bedauerlichen Ausklang. Die frisch gebackene Ehefrau hatte sich, wie sie selbst glaubte, eine Lebensmittelvergiftung zugezogen, in Wirklichkeit waren es die ersten Anzeichen einer Hepatitis-B-Erkrankung. In der Klinik, wo sie arbeitete, spendete Friedl regelmäßig Blut, das immer gebraucht wurde. Damals kochte

man die Nadeln nur in heißem Wasser, um sie zu sterilisieren, was nicht ausreichte, um alle schädlichen Viren abzutöten. So hatte sie sich mit Hepatitis angesteckt. Die Schmerzen in der Leber begannen in der Hochzeitsnacht. Dr. Heim zog bei Friedls Eltern ein und pendelte zur Arbeit, so dass er sich um seine Frau kümmern konnte.

Am 28. März 1950, Friedl Heim war gerade schwanger geworden, erließen die österreichischen Behörden Haftbefehl gegen «Dr. Heribert Heim» wegen «Mord, Quälereien und Misshandlungen sowie der Verletzung der Menschenwürde und Menschlichkeit», begangen in Mauthausen. In dem Haftbefehl hieß es, wenn das Verbrechen den Tod des Betroffenen verursacht habe, könne es mit dem Tod bestraft werden.⁴ Die Ermittler hatten zwar das korrekte Geburtsdatum, den 28. Juni 1914, aber sie suchten nach Heribert statt nach Aribert, und auch der Geburtsort war falsch angegeben: mit Ingstfeld statt Radkersburg.

Im Mai stimmte das US-Militär Heims Auslieferung nach Österreich zu.⁵ Amerikanische Fahnder fuhrten nach Friedberg und Bad Nauheim, um Nachforschungen anzustellen, aber ohne Erfolg. Ein Jahr nachdem Heim in dem ausverkauften Stadion Eishockey gespielt hatte, schien niemand je etwas von ihm gehört zu haben. Im Einwohnermeldeamt gab es von ihm keine Spur. Die Erkundigungen in Dr. Lufts Sanatorium in Bad Nauheim blieben gleichfalls ergebnislos. Es gebe keine Unterlagen über seine Beschäftigung in der Klinik, hieß es. Das Bürgerhospital im benachbarten Friedberg erteilte dieselbe Auskunft.

Tatsächlich aber gab es in den Personalakten des Krankenhauses sehr wohl Hinweise auf Heim. Zumindest eine Sekretärin wusste, dass er nach Mannheim gezogen war. Heim war vom Chefarzt Dr. Kramer eingestellt und direkt von ihm bezahlt worden.⁶ Andere Mitarbeiter zeigten sich bestürzt über sein plötzliches Verschwinden.⁷ Nichts davon kam zur Sprache, als die Amerikaner ein Jahr später nachforschten. Ob es sich um ein Versehen handelte oder um eine Gefälligkeit für einen Kollegen, lässt sich nicht sagen. Tatsache ist, dass in Friedberg und Bad Nauheim niemand den Amerikanern behilflich war.

Die amerikanischen Ermittler konnten den Österreichern nur sa-

gen, dass sie Heim nicht gefunden hatten. Am 21. Dezember 1950 schrieb der Hochkommissar für Deutschland an seinen österreichischen Kollegen: «Wir teilen Ihnen mit, dass Heim in der US-amerikanischen Zone in Deutschland nicht ausfindig gemacht werden kann. Daher geben wir die Akte zurück und schließen die Angelegenheit im Verwaltungsweg bis zum Eingang von Auskünften [über] Heims Aufenthaltsort.»⁸

Unkorrigierter Umbruch
© Verlag C. H. Beck

Nachdem er jahrelang NS-Kriegsverbrechen dokumentiert und Augenzeugenberichte Überlebender gesammelt hatte, fragte sich Simon Wiesenthal, ob es nicht an der Zeit sei, sein Büro in Linz zu schließen. Bis 1952 hatte er rund zweihundert ehemalige Nazis gefasst, doch die Suche wurde immer schwieriger. Die Displaced Persons, die seine Gewährsleute gewesen waren und ihm die meisten Hinweise geliefert hatten, waren zu anderen Zielen aufgebrochen. Und unter dem Druck der Sowjetunion hatten die Vereinigten Staaten begonnen, mit einigen der widerwärtigsten Altnazis zu kooperieren.

Klaus Barbie beispielsweise, der Gestapo-Chef von Lyon, wurde im April 1947 als Informant für den US-Militärgeheimdienst CIC angeheuert, dessen Aufgabe die Fahndung nach Kriegsverbrechern war. Barbie sollte den Vereinigten Staaten helfen, in die sowjetischen Netzwerke einzudringen. Zu diesem Zweck erlaubten ihm die Amerikaner, mit seiner Frau und den zwei Kindern vor Verfolgung geschützt in Deutschland zu leben, obwohl er in Frankreich wegen Mordes gesucht wurde und auf der CROWCASS-Liste der Kriegsverbrecher stand. Barbie hatte während des Kriegs blutige Karriere gemacht, er hatte Schlüsselfiguren des französischen Widerstands verhaftet und unter Anwendung brutaler Foltermethoden zum Sprechen gebracht.

«Wir sind hier der Ansicht, dass sein Wert als Informant unendlich viel größer ist als jeder denkbare Nutzen, den er im Gefängnis haben könnte», schrieb der CIC-Agent Robert S. Taylor im Mai 1947.¹ Als die Franzosen erfuhren, dass sich Barbie in der amerikanischen Besatzungszone aufhielt, machten sie Druck, um seine Auslieferung zu er-

wirken. Eine peinliche Situation, insbesondere da der amerikanische Geheimdienst auch sein französisches Pendant ausspionierte. Daher beschloss das CIC, Barbie verschwinden zu lassen und das Problem auf diese Weise zu lösen.

Die Sektion 430th CIC Detachment in Österreich hatte ihr eigenes System, Informanten bei der Flucht aus Europa zu helfen: die «Rattenlinie». Der in Rom lebende kroatische Priester Krunoslav Draganović konnte für einen Preis zwischen 1000 und 1400 Dollar Rotkreuz-Pässe und Visa für südamerikanische Staaten beschaffen. Der amerikanische Leiter der Koordinationsstelle der internationalen Flüchtlingsorganisation IRO in Rom organisierte die amtlichen Dokumente. Unter dem Namen Klaus Altmann erhielt Barbie eine neue Identität, einen Rotkreuz-Pass und ein Visum für Bolivien. Am 23. März 1951 brach er Richtung Südamerika auf.²

Doch Pater Draganović arbeitete nicht nur mit den Vereinigten Staaten zusammen. Während des Krieges hatte er mit den kroatischen Ustascha-Faschisten sympathisiert und seinen Landsleuten bei der Flucht geholfen.³ Über die Rattenlinie gelang einigen der schlimmsten NS-Verbrecher die Flucht. So war Wiesenthals Obsession Adolf Eichmann über Österreich und die Alpen nach Italien entkommen, wo er unter dem Namen Ricardo Klement einen Rotkreuz-Pass erhielt. Im Juli 1950 verließ «Klement» Genua mit Ziel Buenos Aires. Auf der anderen Seite des Atlantiks fühlte er sich so sicher, dass er seine Frau und seine Kinder nachholte. Für den berühmten Todesengel von Auschwitz, Dr. Josef Mengele, lief es ähnlich. Mengele ging in Deckung und arbeitete nach seiner Entlassung aus dem Kriegsgefangenenlager 1945 bis 1949 auf einem Bauernhof in einem bayerischen Dorf, bevor auch er nach Argentinien aufbrach.

Es war ein schicksalhaftes Jahr für Deutschland. Die Gespräche zwischen den Westalliierten und den Sowjets waren zum Stillstand gekommen. Deutschland wurde in die Deutsche Demokratische Republik im Osten und die Bundesrepublik Deutschland im Westen geteilt. In seiner ersten Regierungserklärung im September 1949 sprach der neu gewählte Bundeskanzler Konrad Adenauer vielen Deutschen aus

der Seele, als er sagte: «Durch die Denazifizierung ist viel Unglück und viel Unheil angerichtet worden.» Er erklärte, er wolle die schlimmsten Kriegsverbrecher zur Rechenschaft ziehen, sprach damit aber implizit alle anderen frei.⁴ «Die wirklich Schuldigen an den Verbrechen, die in der nationalsozialistischen Zeit und im Kriege begangen worden sind, sollen mit aller Strenge bestraft werden», sagte Adenauer.

Mit der Formulierung «die wirklich Schuldigen» wurde der Kreis der Täter, die vor Gericht gestellt werden mussten, begrenzt. Und der Druck, mit der Suche nach NS-Verbrechern aufzuhören, wuchs weiter. Im selben Jahr 1949 gründete eine Gruppe von Rechtsanwälten den Heidelberger Juristenkreis, eine Lobby- und Rechtshilfegruppe für verhaftete und verurteilte Kriegsverbrecher. Zu den prominenten Mitgliedern dieses Kreises gehörte Hans Laternser, Verteidiger in Nürnberg, der sich in der Nachkriegsära auf derartige Prozesse spezialisiert hatte. Selbst im sowjetischen Sektor brachten realpolitische Erwägungen und der Wunsch, die Deutschen in der sowjetischen Zone für sich zu gewinnen, die Suche nach NS-Kriegsverbrechern zum Stillstand. Nachdem die Sowjets rund 70 000 Kriegsgefangene verurteilt hatten, erklärten sie am 14. September 1950 die NS-Prozesse in ihrem Sektor für beendet.⁵

Für eine schweigende Mehrheit in Deutschland stand weniger die Unterstützung ehemaliger Nazis im Vordergrund als vielmehr der Wunsch, den Blick nach vorn zu richten. Viele Deutsche waren zwar der Ansicht, die NS-Führung müsse zur Rechenschaft gezogen werden, aber sie fanden es auch an der Zeit, dass die Tausende Wehrmachtssoldaten, die immer noch als Kriegsgefangene in Sibirien waren, endlich nach Hause zurückkehrten. Anfang der fünfziger Jahre forderten führende Politiker auch die Amerikaner, Briten und Franzosen auf, ihre Kriegsgefangenen zu entlassen.⁶ In der neu gegründeten Bundesrepublik Deutschland sollten die einfachen Soldaten eine zweite Chance erhalten.

Selbst jene, die bereits schuldig gesprochen worden waren, hatten ihre Verteidiger. Adenauer versprach, sich für eine Amnestie der von den Alliierten verurteilten NS-Kriegsverbrecher einzusetzen. Auf Druck einflussreicher Interessengruppen aus Kirche und Politik milderte das U.S. Army Modification Board die Urteile ab. Für KZ-Überlebende wie

Wiesenthal waren die Zehntausende Kriegsverbrecher, die ohne Angst vor Verfolgung lebten, noch schwerer zu verkräften als jene, die zumindest zur Flucht gezwungen worden waren.

Dr. Hans Eisele zum Beispiel hatte qualvolle, manchmal tödliche Experimente an KZ-Häftlingen durchgeführt und viele, die diese Experimente überlebt hatten, getötet.⁷ Einem amerikanischen Colonel zufolge, der den Vorgang bearbeitete, war Dr. Eisele zum Sadisten geworden, was sich an den Spitznamen zeigte, die die Häftlinge ihm gaben: anfangs «der Engel», später «der Schlächter».⁸ Zweimal wurde Eisele für seine Verbrechen zum Tod verurteilt, einmal im Dezember 1945, dann erneut im April 1947. Beide Male wurde die Todesstrafe in eine lebenslange Freiheitsstrafe umgewandelt. Am 26. Februar 1952 wurde er aus dem Gefängnis in Landsberg entlassen. Der Sohn eines Kirchenmalers, der 1933 in die NSDAP eingetreten und in Buchenwald und Dachau eingesetzt gewesen war, erhielt die Erlaubnis, in München eine Arztpraxis zu eröffnen, und führte mit seiner Frau und seinen drei Kindern ein ganz normales Leben.

Tuviah Friedman, Wiesenthals Mitstreiter bei der Nazi-Jagd in Österreich, beschloss 1950, dass es genug war. Wien war für Juden immer noch eine ungastliche Stadt, und die Behörden im Nachkriegseuropa interessierten sich nicht dafür, seinen Hinweisen nachzugehen. 1953 eröffnete Israel die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem, die zugleich ein Dokumentations- und Forschungszentrum war. Friedman ging nach Israel und baute später in Haifa ein eigenes Institut zur Dokumentation von NS-Kriegsverbrechen auf. Wie Wiesenthal war auch er besessen davon, Adolf Eichmann zu finden, und bot 10 000 Dollar Belohnung für die Ergreifung des SS-Offiziers, obwohl er nicht einmal das Geld hatte, für einen guten Tipp zu bezahlen.⁹ Friedman half, eine Vereinbarung auszuhandeln, damit Wiesenthal sein Archiv 1954 an Yad Vashem verkaufen konnte.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Wiesenthal über 3289 vollständig ausgefüllte Fragebögen gesammelt: nicht nur Zeugenaussagen über Verdächtige, sondern auch allgemeine Informationen über die Führung der Lager und die Umsetzung des Plans zur Vernichtung der europäi-

schen Juden. Außerdem hatte er eine Liste, auf denen Mitglieder von Einsatzgruppen verzeichnet waren, Augenzeugenberichte über die Zwangsarbeit bei den IG-Farben und bei Krupp, Berichte über die NS-Rassenforschung und die NS-Propaganda sowie über die antisemitische Kunstaussstellung, die 1937 und 1938 unter dem Titel *Der ewige Jude* in München stattfand.

Nach seinen eigenen Angaben behielt Wiesenthal lediglich eine einzige Akte für sich: die von Eichmann.¹⁰ 1954 bekam er einen Brief zu Gesicht, in dem stand, dass sich Eichmann in Argentinien aufhielt. «Er lebt in der Nähe von Buenos Aires und arbeitet für ein Wasserwerk», hieß es darin. Wiesenthal gab die Information an die Israelis weiter. Die Chance, dass Eichmann jemals gefasst würde, war zwar gering, aber Wiesenthal gab die Hoffnung nicht auf.

Nach ein paar Jahren bei der Polizei in Gaggenau stieg Alfred Aedtner vom Fahrrad auf ein Motorrad mit Beiwagen und dann auf einen VW Käfer um.¹¹ Und bald liebäugelte er sogar mit einem Mercedes. Er wollte lieber Anzug statt Uniform tragen und das Dienstabzeichen eines Kriminalbeamten. Die Tätigkeit eines Polizisten in einer Kleinstadt, wo er sich mit Autounfällen und Beschwerden wegen Ruhestörung zu beschäftigen hatte, gefiel ihm nicht besonders. Er strebte eine Beförderung an und eine Tätigkeit, die ihn mehr forderte.

Doch er hatte eine Frau und einen kleinen Sohn, und er musste sich bescheiden. Sie lebten angenehm, aber bescheiden in einer kleinen Wohnung in Gaggenau, ein paar Kilometer von dem glitzernden Baden-Baden mit seinem Spielcasino und den eleganten Konditoreien entfernt, in denen seine Frau so gern ab und zu ein Stück Torte aß. Aedtner war weiterhin auf der Suche nach etwas Besserem. Er wollte eine Chance, um zu beweisen, dass er mehr war als ein kleiner Polizeibeamter ohne höheren Schulabschluss, der den Verkehr regelte. Er glaubte, dass er zu Höherem berufen sei, es musste sich nur die Gelegenheit ergeben. Doch er hätte nicht gedacht, dass ausgerechnet der Krieg, der inzwischen fast zehn Jahre vorbei war – eine Zeit, die er am liebsten vergessen wollte –, ihm den Durchbruch bringen würde.

1962, ein Jahr nach dem Bau der Mauer, blickte die Weltöffentlichkeit immer noch gebannt auf Berlin. Im Zuge des Wettrüstens zwischen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten herrschte die ständige Angst vor einem Atomkrieg, doch die Deutschen in West und Ost konnten wenig tun. Die westdeutsche Politik konzentrierte sich auf das Wirtschaftswachstum und die Stärkung Deutschlands als Exportnation. Deutsche Unternehmen sorgten sich um die Weltmarkt-«Offensive» japanischer Autohersteller und die damit verbundenen wirtschaftlichen Einbußen für Mercedes-Benz, BMW und Volkswagen.

Den kulturellen Wandel der sechziger Jahre dokumentierten die Verkleidungskomödie *Manche mögen's heiß* von Billy Wilder mit Marilyn Monroe in der Hauptrolle und der Skandalfilm *Lulu* mit Nadja Tiller als Lulu, «ein Weib wie ein Satan». Die beiden Filme liefen auch im Kino Metropol in Baden-Baden.

Eines späten Abends im September bekam das Hausmädchen Ursula Kammerer «eine laute und teilweise erregte Unterhaltung» zwischen Heim und seiner Frau mit, obwohl sie oben in ihrem Mansardenzimmer war. Um was es genau ging, habe sie aber nicht verstehen können. «Ob Frau Bechtold bei dieser teilweise sehr lauten Unterhaltung beteiligt war», wisse sie nicht. Sie halte es aber nicht für ausgeschlossen, um, wie Kammerer sich ausdrückte, «für ihre Tochter Partei zu nehmen».¹

Am nächsten Morgen kam Heim gegen 4.15 Uhr früh in Ursula Kammerers Schlafzimmer und weckte sie. Sie habe sofort gewusst, dass etwas nicht stimmte, sagte sie. «Im Gegensatz zu seiner sonst gewohn-

ten ruhigen und ausgeglichenen Art erschien er mir nun aufgereggt und nervös.» Auf ihre Frage, ob etwas passiert sei, entgegnete er, er müsse nun fort, und er sei in Eile; «wahrscheinlich werde ich ihn nicht mehr sehen.» Er habe sie noch gebeten, seine Frau nach Kräften zu unterstützen, «schon auch wegen der beiden Kinder, und über irgendwelche Dinge, die mir an seiner Schwiegermutter nicht gefallen, einfach hinwegzusehen.»² Sie machte ihm Frühstück und sah zu, wie er seinen Koffer und seine Aktentasche in den Mercedes mit Frankfurter Kennzeichen lud. Seine Frau Friedl schlief noch, als er das Haus verließ.

Friedl beschrieb das Auftauchen der Polizei an jenem Nachmittag als einen «Überfall». Ein halbes Dutzend Männer in Zivil drangen ins Haus ein und durchstreiften die Zimmer auf der Suche nach Aribert Heim. Vor dem Zimmer, in dem der ältere Sohn Aribert seine Hausaufgabe machte, hielt sie sie auf.

«Also bitte, lassen Sie den Bub», sagte sie zu den Beamten. Sie könnten sich überall umschauen, «aber sprechen Sie da nicht ... sagen Sie nicht, wir sind da und suchen deinen Vater oder so.» Bevor sie gingen, sagte einer der Polizisten zu ihr: «Seien Sie froh, dass wir nicht noch im Dritten Reich leben. Dann würden wir anders vorgehen.»

Als ein paar Tage später die Putzfrau Helene Possekel in die Villa kam, fiel ihr Heims Abwesenheit auf. Sie nahm an, dass er im Streit mit seiner Frau wegen des Armbands gegangen sei. Aber als die Wochen vergingen und er nicht wiederkam, wusste sie, dass etwas Schlimmeres geschehen war. Die Familie war in gedrückter Stimmung, und «Frau Dr. Heim lief mit verweinten Augen umher».

Der Besuch ihres Onkels bei ihnen in Buchschlag war für Birgit Barth nichts Ungewöhnliches.³ Es war sein zweites Zuhause. Die Villa mit den fünf Schlafzimmern lag ein Stück von der Straße zurückgesetzt und war geschmackvoll mit antiken und modernen Möbeln ausgestattet. Das Anwesen war mit einem Metallzaun umgeben, im Garten standen immergrüne Bäume und Sträucher, Birken und ein alter Apfelbaum. Eines Tages versammelte sich die ganze Familie vor dem Zaun, um Aribert Lebwohl zu sagen.

Diesmal schien er zu einer längeren Reise aufzubrechen. Birgit dachte, er fahre in Urlaub, weil er mit dem Sportwagen gekommen war. Ihre Mutter hatte seine Sachen in Birgits kleinen blauen Koffer gepackt. Mit der üblichen Ermahnung, gute Noten zu schreiben, verabschiedete sich Heim. Das Mädchen wusste nicht, dass sie ihn nie mehr wiedersehen würde. Sie schmollte, als sie sah, wie ihr geliebter Koffer und ihr Nageletui im Kofferraum des Mercedes Cabrio verschwanden. «Du steigst jetzt besser ein», sagte ihr Vater zu Aribert, «die sind da drüben.»

Birgit dachte, er meinte die klatschsüchtigen Nachbarn von gegenüber, aber er spielte auf die Polizisten an, die begonnen hatten, mit einem Foto Heims von Haus zu Haus zu gehen und die Nachbarn zu fragen, ob sie Dr. Heim kannten. Natürlich kannten sie ihn, aber sie gaben sich ahnungslos.

Im Februar klingelte erneut ein polizeilicher Ermittler an Herta Barths Tür. Der Beamte fand Frau Barth «ungehalten», als sie erfuhr, dass die Polizei nach ihrem Bruder suchte. «Sie gab nur widerwillig Auskunft», schrieb der Beamte in seinem Bericht.⁴

Gefragt, wann ihr Bruder zum letzten Mal hier war, sagte sie: Mitte Januar. Sie wollte nicht wissen, warum ihr Bruder gesucht wurde – was normal gewesen wäre, wenn sie keine Ahnung hatte, dass nach ihm gefahndet wurde. Der Beamte sagte, es gebe Hinweise darauf, dass Heim bei ihr wohne.

Nach deutschem Recht ist die Strafverfolgung von Verwandten ersten Grades, die einen flüchtigen Angehörigen begünstigen, nicht zulässig. Nahe Verwandte – Vater und Mutter, Söhne und Töchter, Brüder und Schwestern – können nicht zur Zusammenarbeit mit der Polizei gezwungen werden. Die Blutsbande seien stärker, so das Gesetz, als die Loyalität gegenüber dem Staat. In Heims Familie war dies gewiss der Fall.

Etwa zur selben Zeit erhielt Friedl von Heim eine Karte mit dem Poststempel des Wohnorts seiner Schwester. Als die Polizei wiederkam, um sie zu vernehmen, war Herta wie verwandelt. «Nun war Frau

Barth die Freundlichkeit selbst», schrieb der Polizist. Ihr Bruder sei schon länger nicht hier gewesen, sagte sie, weil sie mit ihm eine Meinungsverschiedenheit gehabt habe. Genauer äußerte sie sich dazu nicht, aber diesmal wollte sie wissen, warum die Polizei ihren Aribert suche. Statt einer Antwort erteilte ihr der Polizist eine Warnung: Wenn Heim weiter der Vorladung durch die Polizei nicht Folge leiste und sich verborgen halte, werde sich die Polizei an die Öffentlichkeit wenden. Fahndungsplakate mit seinem Lichtbild würden überall aufgehängt.

«Dr. Heim hat in der Bundesrepublik scheinbar gute Freunde», schrieb der Beamte, «bei denen er sich wochenlang aufhalten kann, ohne bemerkt zu werden.» Er hatte seinen Aufenthaltsort nicht angegeben, wie es das Gesetz verlangt, und es gab auch keinen Beleg dafür, dass er in einem Hotel wohnte. «Die Fahndung wird fortgesetzt», schrieb der Ermittler im Februar 1963, fünf Monate, nachdem der Arzt aus Baden-Baden verschwunden war und kurz nachdem Heims Schwester erklärt hatte, er sei nicht mehr nach Buchschlag zurückgekehrt.

Die hessische Polizei ging bei ihrer Spurensuche zurück nach Bad Nauheim, wo Heim Eishockey gespielt hatte. Anders als ihre amerikanischen Kollegen, die keine Anhaltspunkte für Heims Aufenthalt dort gefunden hatten, stellte die hessische Polizei fest, dass man sich auch nach zwölf Jahren noch an ihn erinnerte. Ein Arzt sagte, Heim habe im Sanatorium Hahn in Bad Nauheim gewohnt.

In der Nachbarstadt Friedberg fand Fräulein Welsch von der Personalabteilung des Krankenhauses in ihren Unterlagen einen Hinweis auf Heim und erinnerte sich, dass der Arzt «überraschend aus Friedberg verschwunden war».⁵ Sie wusste sogar, wo er sich danach aufgehalten hatte. Fräulein Welsch sagte der Polizei, sie vermute, «dass er sich damals nach Mannheim begeben hat», was tatsächlich stimmte. Heim war dort gemeldet gewesen und hätte bei der dortigen Meldebehörde unter seinem richtigen Namen und Geburtsort mit Wohnsitz Dürerstraße 7 leicht aufgespürt werden können. Bei seiner Befragung durch die Amerikaner zehn Jahre zuvor war der Chefarzt nicht sehr auskunftsbereit gewesen. Es müsse «mit der Möglichkeit gerechnet

werden», schrieb der deutsche Ermittler in seinem Bericht, «dass Dr. Kramer den amerikanischen Behörden damals anscheinend über Dr. Heim eine falsche Auskunft gegeben hat.»

Im April 1963, knapp ein Jahr nach seinem Verschwinden aus Baden-Baden, besuchte Heim Westberlin, um nach seiner Immobilie zu sehen. Er wohnte im Hotel Frühling am Bahnhof Zoo, nur ein paar Schritte von der Hausverwaltung Wilhelm Droste entfernt. Der Hausverwaltung teilte er mit, von nun an werde sich seine Schwester Herta um die Immobilie kümmern; die Einnahmen aus dem Mietshaus sollten an sie überwiesen werden. Es war das letzte Mal, dass Dr. Aribert Heim nachweislich in Deutschland gesichtet wurde.

Unkorrigierter Umbruch
© Verlag C. H. Beck

Es gab viele Ausländer im marokkanischen Tanger, Gestrandete aus der Zeit, als die Hafenstadt am Mittelmeer unter internationaler Verwaltung stand. Dr. Aribert Heim, über Spanien hierhergekommen, fiel daher nicht weiter auf. Tanger war immer noch eine beliebte Touristenstadt, wo man nach einem Tag am Strand an der Bar des Hotels El Minzah, angeblich das Vorbild für Rick's Café in dem Film *Casablanca*, einen Mint Julep schlürfen konnte.

Heims Schwester und seine Schwiegermutter Käthe Bechtold reisten 1963 gemeinsam aus Deutschland hierher, auf dem Umweg über Madrid, um ihre Spuren zu verwischen. Heim lebte unter extrem spartanischen Verhältnissen in einem privat gemieteten Zimmer. Wenn es nach ihrem Bruder gegangen wäre, davon war Herta überzeugt, wäre er in Deutschland geblieben und hätte sich den Vorwürfen gestellt. Doch seine Schwiegermutter hielt es für seine Pflicht, dass er seiner Frau und den beiden Söhnen das Trauma von Prozess und möglicher Haft ersparte; das Gefängnis in Baden-Baden lag nicht weit von der Schule der Kinder entfernt. Wenn sich Heim für die Flucht entscheide, sei sie bereit, ihm zu helfen. Herta registrierte überrascht, wie sich die reiche alte Dame über Heims Waschbecken beugte und ihrem Schwiegersohn die Wäsche wusch, von Hand. Die beiden Frauen halfen Heim, die notwendigen finanziellen Maßnahmen zu ergreifen, damit aus einer überstürzten Flucht ein längerer Aufenthalt werden konnte, bis sich die Stimmung in Deutschland geändert haben würde oder die Straftaten, die Heim zur Last gelegt wurden, verjährt wären.

Doch Tanger war ungeeignet für ein mehr als nur provisorisches

Domizil. So gastfreundlich die Stadt auch war, fürchtete Heim doch die Risiken durch die relativ große jüdische Bevölkerung. Wie sich herausstellte, hatte er sich nichtsahnend ausgerechnet in dem alten jüdischen Viertel einquartiert. Sobald seine finanziellen Angelegenheiten geregelt waren, würde er erneut aufbrechen müssen.

Die Polizei hatte keine Ahnung, wo Heim sich aufhielt. Es kursierten alle möglichen Gerüchte über Gruppen, die Altnazis bei ihrer Flucht unterstützten. Nach landläufiger Vorstellung hatten sie sich in der Dachorganisation Odessa – «Organisation der ehemaligen SS-Angehörigen» – zusammengeschlossen, und Hitlers Top-Kommandeur Otto Skorzeny betrieb angeblich von Spanien aus ein Fluchtnetzwerk unter dem Namen «Die Spinne». Der massige, narbengesichtige SS-Mann hatte sich mit einem waghalsigen Überfall zur Befreiung Mussolinis aus seiner Gefangenschaft am Gran Sasso und mit einer Verschwörung zur Ermordung Dwight D. Eisenhowers einen Namen gemacht.¹

Es hielt sich hartnäckig das Gerücht, Aribert Heim sei in Ägypten untergetaucht. Das Hausmädchen und die Putzfrau der Heims sagten bei der Polizei aus, der Arzt sei nach Ägypten übersiedelt. Ursula Kammerer erinnerte sich, dass Frau Rieben, die jahrelang einen Flügel der Villa zur Miete bewohnt hatte, die Geschichte bestätigte. Auch Frau Possekel hatte sie im Lebensmittelladen gehört. Bei der polizeilichen Vernehmung jedoch räumte Frau Rieben ein, nie Briefe mit ägyptischen Briefmarken gesehen zu haben. Nach Aussage von Kriminaloberkommissar Heitz habe man den weitverbreiteten Gerüchten zu Ägypten zwar Beachtung geschenkt, man sei ihnen «jedoch deshalb nicht weiter nachgegangen, weil solche Gerüchte schon lange kursierten.»²

Die Aktivitäten der deutschen Militärexperten in Ägypten waren von der Öffentlichkeit nicht unbemerkt geblieben. Auf der Titelseite des *Spiegel* vom Mai 1963 war unter der Überschrift «Deutsche Raketen für Nasser» eine Rakete nach dem Start in der Wüste nordwestlich von Kairo abgebildet. Eine Karte zu dem Artikel zeigte, dass die Kurzstrecke

ckenrakete el-Safir, arabisch «Sieger», bis nach Israel und die Rakete vom Typ «el Kahir», «Eroberer», fast bis nach Beirut reichte.

«Wo vor Jahrtausenden ein namenloses Heer von Sklaven zum Ruhm der ersten Pharaonen die Pyramiden baute, fertigen heute knapp fünfhundert hochbezahlte deutsche Waffenschmiede die Rüstung für den neuen Pharao der farbigen Welt: Düsenflugzeuge und Raketen für Gamal Abd el-Nasser», heißt es in dem Artikel. Beschrieben wird eine Welt von «Professoren, die Pistolen tragen, von Ingenieuren, deren Fernsprechnummern in keinem Telefonbuch verzeichnet sind, und von Facharbeitern, die jeden Morgen ihren grau-grünen Lichtbildausweis des ägyptischen Kriegsministeriums vorweisen müssen, ehe sie, von Khaki-Patrouillen mit Maschinen-Pistolen kontrolliert, Einlass finden in das geheime Rüstungszentrum der Vereinigten Arabischen Republik.» Und der *Spiegel* schlussfolgerte: «Wenn die deutschen Waffenschmiede ihre Arbeit erfolgreich abschließen, wird Gamal Abd el-Nasser [...] über jene Mittel verfügen, die er zum Vernichtungskrieg gegen Israel braucht.» Die damalige israelische Außenministerin Golda Meir beschwor in der Knesset die deutsche Regierung, «nicht untätig zu bleiben, wenn achtzehn Jahre nach dem Sturz des Hitler-Regimes, das Millionen von Juden vernichtete, wieder einmal Angehörige dieses Volkes für Handlungen verantwortlich sind, die der Zerstörung des Staates Israel dienen.»³

Die Deutschen in Kairo lebten bevorzugt in den noblen Vororten Helwan und Maadi. Im Löwenbräu-Restaurant konnten sie deutsches Essen genießen und im Rivoli-Kino amerikanische, französische und italienische Filme sehen. «Das war eine goldene Ära», erinnerte sich eine Deutsche, die damals in Kairo lebte. Im Lebensstil und beim Umgang mit Frauen habe es kaum Unterschiede gegenüber Deutschland gegeben. Im kosmopolitischen Kairo trugen die Frauen Röcke und nur selten das Kopftuch. In der Hauptstadt gab es Trattorien und Bars, wo griechische Kellner den jungen Militäroffizieren Alkohol servierten.

Mit der Suezkrise 1956 vollzog sich in der ägyptischen Sicherheitspolitik ein grundlegender Wandel. Nach der Verstaatlichung des Suezkanals durch Nasser wurde Ägypten von England, Frankreich und

Israel angegriffen, die ihre Kampfhandlungen einstellen mussten, als die ganze Welt und insbesondere die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion sie verurteilten. Die Feindseligkeiten waren damit jedoch keineswegs beigelegt.

Als die Briten die Lieferung von Kampffjets an Ägypten stoppten, waren die Sowjets nicht imstande, Ersatzteile für die veralteten MiG-15-Jagdflugzeuge zu liefern, die die Ägypter bereits hatten. Nasser hielt es daher für notwendig, mit Hilfe vor allem von deutschem Know-how eine eigene Rüstungsindustrie aufzubauen. «Flugzeugwerk in Nordafrika sucht Fachkräfte jeder Art», lautete eine Anzeige in überregionalen deutschen Zeitungen, die im Auftrag zweier Schweizer Tarnfirmen geschaltet wurde: von der Meco, «Mechanical Corporation», und der MTP-AG für Maschinen, Turbinen und Pumpen. Die Firmen waren von dem Ingenieur, Juwelen- und Waffenhändler Hassan Sayed Kamil gegründet worden, der mit Helene, Herzogin zu Mecklenburg, verheiratet war.

Den Israelis war der diplomatische Druck nicht stark genug. Der Geheimdienst Mossad begann eine Reihe verdeckter Operationen, um das ägyptische Raketenprogramm zu sabotieren. Am 7. Juli 1962 stürzte ein Charterflugzeug Hassan Sayed Kamils aus ungeklärter Ursache ab, seine Frau kam dabei ums Leben. Im September verschwand ein deutscher Geschäftsmann, der Material für Nassers Raketenprojekt lieferte; in einem anonymen Schreiben wurde sein Tod bekanntgegeben. In der Schweiz wurden zwei israelische Agenten festgenommen, nachdem sie die Kinder eines in Ägypten tätigen ehemaligen Wissenschaftlers bedroht hatten, der in Peenemünde an der Entwicklung der V2-Rakete mitgearbeitet hatte.⁴

Auch in Ägypten schlugen die Israelis zu. Ende November erhielt die Rüstungsfabrik in Helwan mehrere Pakete aus Hamburg, in denen Sprengstoff war. Fünf ägyptische Arbeiter wurden getötet, die deutsche Sekretärin Hannelore Wende wurde schwer verletzt.⁵ Auch ein Arzt im Kairoer Villenviertel Maadi erhielt ein Sprengstoffpaket. Dr. Carl Debouches scheinbar einzige Verbindung zum Raketenprojekt bestand darin, dass er die Frauen der Wissenschaftler medizinisch behandelte

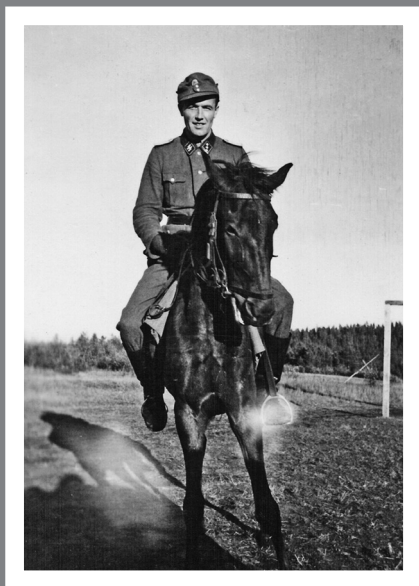
und ihre gesellschaftlichen Veranstaltungen besuchte, doch in Europa und Israel war er als Hans Eisele, der «Schlächter von Buchenwald», bekannt.⁶ Die Bombe verfehlte ihr Ziel, sie explodierte in der Hand des Briefträgers, der die Post ausliefern wollte. Der Mann verlor sein Augenlicht.⁷

Es gibt zwar keinen Beleg dafür, dass Heim und Eisele einander kannten, doch die beiden SS-Ärzte waren im Juni 1941 kurz gleichzeitig in Buchenwald gewesen. Heim kannte wahrscheinlich den Fall Eisele, der in süddeutschen Zeitungen für Schlagzeilen gesorgt hatte. Bezeichnenderweise verweigerten die ägyptischen Behörden seine Auslieferung.

1963 übersiedelte Heim von Marokko nach Ägypten, sein Flugzeug landete auf dem neu eröffneten internationalen Flughafen von Kairo. Im März desselben Jahres war ein Flugplatz aus dem Zweiten Weltkrieg den zivilen Luftfahrtbehörden übergeben und als Passagierflughafen eröffnet worden: ein Triumph für den dynamischen Revolutionsführer Nasser. Zehn Jahre vorher war er zu einer Ikone in der arabischen Welt geworden, nun konnte er erleben, wie seine Pläne Früchte trugen. Auch für Heim war es eine aufregende, optimistische Zeit in Ägypten.

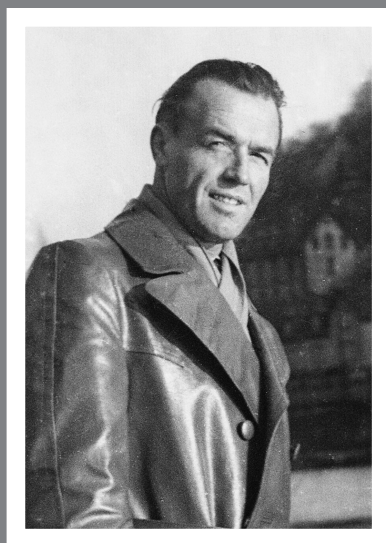


1941 arbeitete Aribert Heim mehrere Monate als Arzt in Mauthausen an der Donau. Das österreichische Konzentrationslager war eines der schlimmsten Lager im dreistufigen System der Nazis. Die Häftlinge wurden zur Zwangsarbeit im Steinbruch eingesetzt.

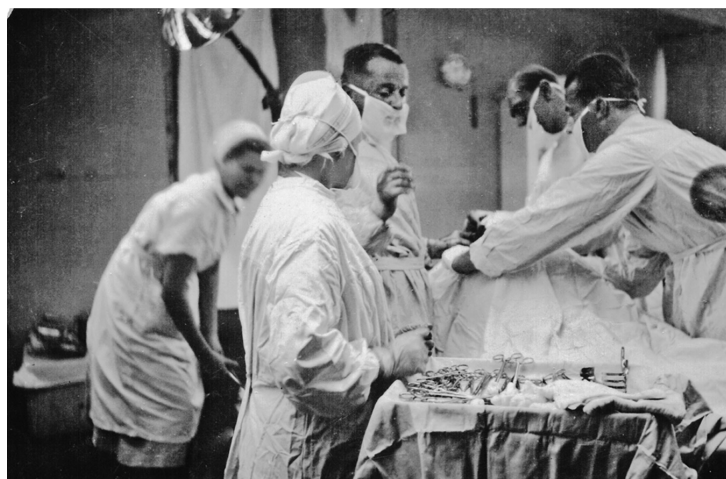


Nachdem er Mauthausen verlassen hatte, wurde Aribert Heim, hier in SS-Uniform in Finnland, an der Ostfront verwundet und erhielt das Eiserne Kreuz.

Nach dem Krieg wurde Aribert Heim fast drei Jahre lang von den Alliierten festgehalten, zuerst in einem Kriegsgefangenenlager in Frankreich, später in verschiedenen Internierungslagern in der amerikanischen Besatzungszone Deutschlands. Im Dezember 1947 wurde er im Zuge einer Weihnachtsamnestie freigelassen.



Nach seiner Freilassung arbeitete Aribert Heim erneut als Arzt (rechts, über den Patienten gebeugt) und spielte unter seinem richtigen Namen in der Endrunde der deutschen Eishockeymeisterschaft.





Im Juli 1949 heiratete Aribert Heim Friedl Bechtold und zog 1953 mit ihr in diese Villa in der Maria-Viktoria-Straße in der Kurstadt Baden-Baden. Sie führten ein behagliches Leben und machten Urlaub in Italien und in der Schweiz, wo Friedls Eltern in Lugano ein Haus besaßen.

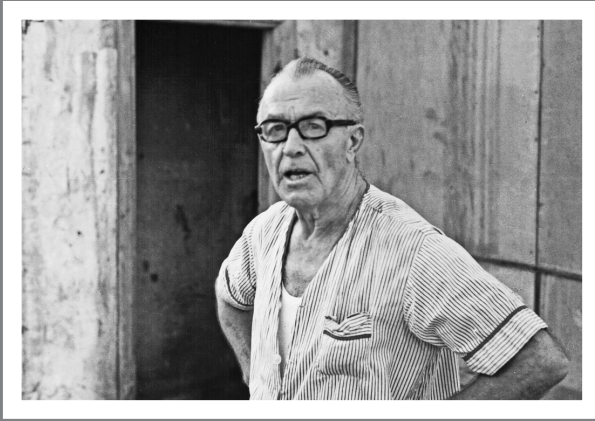


Aribert Heim praktizierte in den fünfziger Jahren als Frauenarzt, und Friedl bekam zwei Söhne, Aribert Christian und Rolf Rüdiger (im Bild mit seinem Vater).

1979 beschlagnahmten die deutschen Behörden ein Mietshaus in Berlin, das Aribert Heim gehörte. Dadurch verminderten sich Heims Einkünfte beträchtlich. Er zog in das Hotel Kasr el-Madina in einem Kairoer Arbeiterviertel, wo er ein kleines Zimmer mietete.



Mit Hilfe ägyptischer Geschäftspartner kaufte Aribert Heim Grundeigentum und blieb auch dann in Ägypten, als sein deutscher Pass abgelaufen war. Hier sein ägyptischer Führerschein.



Heim auf dem Dach des Hotels Kasr el-Madina im Jahr 1990. Er soll 1992 gestorben sein. Seine Leiche wurde nie gefunden.

Die Autoren entdeckten eine Aktentasche mit Dokumenten Heims, darunter medizinische Berichte und Korrespondenz mit seiner Familie. Kriminaltechnische Untersuchungen und eine Analyse der Handschrift belegten, dass es sich tatsächlich um Heims Aktentasche handelte und dass er sie jahrzehntlang in Kairo versteckt hatte.





© Tyler Hicks

Nicholas Kulish, Journalist und Schriftsteller, ist Korrespondent der *Times* in New York, berichtete 2013 und 2014 aus Ostafrika und leitete von 2007 bis 2013 das Berliner Büro der *New York Times*. 2007 erschien sein satirischer Roman *Last One In* über die von ihm als Reporter beobachtete amerikanische Irak-Invasion 2003.



© Benni Kilb

Souad Mekhennet, Journalistin und Politikwissenschaftlerin, arbeitet für die *Washington Post* und das ZDF und ist Fellow an der School of Advanced International Studies (SAIS) in Washington DC. Sie war Nieman Fellow an der Harvard University sowie Reporterin der *New York Times*, hat für die ARD aus Marokko berichtet und für große amerikanische und deutsche Zeitungen geschrieben, u. a. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, *Frankfurter Rundschau*, *Stern* und *ZEIT*. Sie ist Mitautorin von *Die Kinder des Dschihad* (2008) und *Islam* (2008). 2012 wurde sie gemeinsam mit Elmar Theveßen für die Dokumentation *9/11* mit dem Deutschen Fernsehpreis ausgezeichnet. Das World Economic Forum ernannte sie zum «Young Global Leader 2014».

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de